

Wege in die Freiheit

Gedanken zum Kolloquium »Ist Freiheit denkbar – oder eine Illusion?«

Stephan Stockmar

Seit über einem Jahr beschäftigen wir uns in dieser Zeitschrift mit dem Themenkomplex »Geist – Gehirn – Bewusstsein« und der Frage nach der Freiheitsmöglichkeit und -fähigkeit des Menschen. Dass diese Debatte gerade im Schillerjahr 2005 allerorten die Gemüter und Feuilletons bewegt, scheint mir sehr bezeichnend zu sein: Zeigt sich doch in der Biografie Schillers nahezu urbildlich der »Kampf« zwischen Geist und Leib. Rüdiger Safranski schreibt gleich zu Beginn seiner zu Recht viel gerühmten Biografie: »Sein schöpferischer Enthusiasmus hielt ihn am Leben über das Verfallsdatum des Körpers hinaus ... Idealismus ist, wenn man mit der Kraft der Begeisterung länger lebt, als es der Körper erlaubt. Es ist der Triumph eines erleuchteten, eines hellen Willens. Bei Schiller war der Wille das Organ der Freiheit.«

Nun scheint es an der Zeit, eine gewisse Bilanz zu ziehen. Ralf Sonnenberg lässt im vorstehenden Artikel einige der bewegten Fragen Revue passieren, um sie z.T. wieder neu zu stellen. Auf den 18. Februar hatten wir Mitarbeiter an unserer Serie, weitere Autoren und interessierte Leser zu einem Kolloquium eingeladen, um die verschiedenen Aspekte und Ausgangspunkte miteinander ins Gespräch zu bringen. Es ging dabei ja nicht um ein prinzipielles Für und Wider. Dass der Mensch die Möglichkeit zur Freiheit hat und sein Denken nicht ausschließlich durch neurophysiologische Prozesse determiniert ist – darin waren sich alle einig. Ebenso in der Annahme einer eigenständigen Geistigkeit, die mit dem Leib in eine Wechselbeziehung tritt. Doch wie spielen Geist und Leib konkret zusammen? Was ist es, was uns unfrei macht? Wie ist Freiheit nicht nur theoretisch denkbar, sondern auch – zunächst im Denken – erfahrbar? Wie kann der jedem zugänglichen Erste-Person-Perspektive gegenüber der von der allmächtigen Neurophysiologie vertretenen

Dritte-Person-Perspektive im Diskurs die gebührende Geltung verschafft werden? – Ist Freiheit *denkbar* – oder eine Illusion? Diese Frage scheint mir trotz aller Einwände richtig gestellt zu sein: Freiheit zu denken gelingt nur im bewussten Vollzug. Als Theorie bleibt sie eine Illusion, auch wenn ich noch so viel von Geist rede. Ohne das ich im Versuch, Freiheit zu denken, das Denken selbst zum Wahrnehmungsorgan umgestalte, droht eben dieser »Geist« zum determinierenden Faktor zu werden.

Im Folgenden werden nicht die jeweils sehr prägnant gestalteten Kurzreferate von Walter van Laack, Barbara Sieber, Urs Pohlmann und Marek B. Majorek (Michael Muschalle und Roland Benedikter waren erkrankt) und die sich anschließenden Gespräche systematisch wiedergegeben. Ich will lediglich auf aphoristische Weise versuchen, einige der Anregungen aufzugreifen und fortzuführen. Da tatsächlich die *Gespräche* als konkrete Vorgänge eine wichtige Rolle gespielt haben, verzichte ich auch auf alle dokumentarischen Bezüge – und bitte die Teilnehmer, mir dies zu verzeihen!

—

Die Frage nach der Willensfreiheit des Menschen wird zunehmend von den Medien beantwortet: »Focus«, »Spiegel« und andere *wissen* es einfach, dass wir nicht frei sind, dass wir unser Ich nur selbst erfinden. Sie berufen sich auf wenige Wissenschaftler, die – von einer entsprechenden Forschungspolitik gefördert – nichts anderes tun, als ihre Hypothesen unter selbst auferlegten Voraussetzungen zu verifizieren. So wird ständig von der scheinbaren Macht der Kausalität ausgegangen, ohne auf die tagtägliche Erfahrung der Freiheit, wie sie auch in die als Tatsachen vermarkteten Hypothesen einfließt, Rücksicht zu nehmen.

Dieser geschlossene, sich ständig selbst bestä-

tigende Zirkel lässt sich nicht durch anders geartete theoretische Erwägungen durchbrechen, sondern nur durch eine präzise Beschreibung der eigenen unmittelbaren Erfahrung. Geht man diesen Weg, kommt man zunächst ebenfalls zu dem Ergebnis, dass Freiheit nicht einfach existiert; sie muss jeden Moment neu erungen werden; Freiheit ist kein Zustand, sondern Ereignis, dessen Dimensionen prinzipiell unbegrenzt sind.

—

Ich stehe vor der Entscheidung: Bestelle ich einen Cappuccino oder einen Espresso? Entscheide ich mich für ersteren und er schmeckt mir dann nicht, so ärgere ich mich wahrscheinlich, keinen Espresso genommen zu haben. War ich dann in meiner Entscheidung frei? – Oder aber ich sage mir: Du wolltest einen Cappuccino trinken. Jetzt schmeckt er zwar nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte (meine Vorstellung schränkt mich zunächst ein, macht mich unfrei). Doch ich resigniere nicht, sondern schärfe z.B. meine Aufmerksamkeit dafür, wie gerade dieser Cappuccino schmeckt und spüre seiner speziellen Wirkung auf Leib und Seele nach. Wenn vielleicht auch diese Wirkung nicht den erhofften Wachheitseffekt zeitigt, so fühle ich mich nun u.U. trotzdem wacher als vorher – rein durch die lebendige innere Tätigkeit, die ich unternommen habe. – War ich in letzterem Falle freier? Wenn ja, woran macht sich die Freiheitserfahrung konkret fest? Kann ich an diesem Beispiel vielleicht den Unterschied von Wahlfreiheit und Willensfreiheit begreifen?

—

Benjamin Libet zieht aufgrund seiner Beobachtungen die Möglichkeit eines Vetos gegen eine neurophysiologisch induzierte Reaktion in Betracht.¹ Diesem Veto geht offenbar kein Bereitschaftspotential voraus; es scheint eine spontane Handlung zu sein. Zeigt sich Freiheit also zunächst in der Negation, in der Verweigerung z.B. der offenen Realisierung eines latenten Mittuns, wie es jeder Sinneswahrnehmung zu Grunde liegt?² Roland Benedikter schreibt in seinem Beitrag über das Rätsel der Spiegelneu-

ronen dem Nein-Sagen geradezu eine das Ich konstituierende Rolle zu.³ – Durch ein Nein setze ich eine mich schützende Grenze. Insofern ist es eine anthropatische Geste, die auch ihrerseits den Charakter eines Reflexes haben kann. Doch im hier beschriebenen Sinne richtet sich das Nein gerade *gegen* ein reflexartiges Handeln – und schafft einen Frei-Raum für die Besinnung.

—

Das, was mich unfrei sein lässt, wirkt von außen auf mich ein – selbst dann, wenn es von innen zu kommen scheint: Innere Grenzen wie mangelnde Fähigkeiten, mir selbst unlieb gewordene Eigenschaften, Gewohnheiten oder mächtige Erinnerungsbilder erlebe ich nicht prinzipiell anders als von außen gesetzte Grenzen. Mein unmittelbares Rütteln an ihnen bleibt meist ergebnislos. Manchmal gelingt es mir, einen Schritt zurückzutreten und wie von außen auf mich und die mich einschließenden Grenzen zu blicken. Dann kann sich plötzlich etwas ändern – zunächst nicht an den Grenzen, sondern an meinem Verhältnis zu ihnen. Es ist, als ob ich ihm für einen Moment einen Sinn geben kann, nicht als etwas zufällig mich einengendes, sondern als zu mir gehörig, als Teil meiner selbst, als Herausforderung, die ich ergreifen und an der ich mich bilden kann. – Nicht die Grenze, das, was mich unfrei sein lässt, ändert sich, sondern meine innere Haltung zu ihr. Ich erlebe dann, dass wirkliche Freiheit nur von innen her kommt – nicht als Wunsch oder Vorstellung, sondern als Tat, als etwas, das Ereignis wird. In diesem Moment wird mir Freiheit zur unmittelbaren Erfahrung und damit evident. Und gleichzeitig erfahre ich mich selbst ganz neu. Ich bin auf einmal wie ein anderer, fühle mich von innen her wie neu geboren. Bin nicht mehr einfach nur Subjekt, das die Welt erlebt, erleidet und in ihr handelt, sondern gleichzeitig selbst die Welt, die ich erlebe, erleide und in der ich handele; bin Punkt und Umkreis zugleich.

Es ist wie bei einem Vexierbild: Ich schaue etwas von außen an – z.B. das Bild eines abstrakten Kopfes von Jawlensky, nehme es hin wie es ist, »erleide« es auch noch in der Bewunderung. Und auf einmal schlägt es um: Ich sehe das Bild

nicht mehr nur an, sondern bin in ihm darinnen; ich bin es, der es hervorbringt, gestaltet, der die Farben und Formen organisiert. Ich begegne mir selbst in dem gerade eben noch Fremden, von außen auf mich Zukommenden – als Hervorbringer. Und dann hängt das Bild auch schon wieder ganz normal an der Wand des Museums.

In diesem Doppelerlebnis liegt die eigentliche Evidenzerfahrung von Freiheit. Der veränderte Blick ändert nicht nur den Punkt, der ich bisher war, sondern ebenso den Umkreis, mit dem ich mich nun identifiziere, ohne mich in ihn aufzulösen oder zu verlieren. Es ist auch nicht einfach so, dass ich mich in diesen Umkreis hereintrage, mich in ihn projiziere oder mich gar seiner bemächtige. Nein, ich nehme ihn – z.B. das Jawlensky-Bild – ganz in mich herein, lasse ihn sich in mir aussprechen, zur Offenbarung bringen. Und dadurch bleibt er nicht das, was er war, ein bloßes Scheingebilde, dem ich gegenüber gleichgültig bleiben kann, sondern wird durch mich neu, wird ein Wesen, das mir in Freiheit begegnet. – Freiheit nimmt sich also nicht nur etwas für sich heraus, sondern schenkt sich auch dem anderen. Aus der Befreiung wird die Freiheit, Bindungen einzugehen, Verantwortung zu übernehmen – aus Liebe.

Unter dieser Perspektive wäre auch das Gehirn zu betrachten: Es bringt weder den Geist als Epiphänomen hervor noch ist es ihm ein äußerliches Instrument, das er wie einen Computer bedient. Die Zurückdrängung der leiblichen Organisation durch den denkenden Geist, von der Rudolf Steiner spricht, wäre zugleich ein Ergreifen dieser Organisation, ein plastizierendes Gestalten: Die Organisation, der Leib würde zum »Kunstwerk der Seele« (Steffen Hartmann in diesem Heft). Der Geist wäre nicht nur Gedanke, sondern Leib und Welt ergreifende, verwandelnde Tätigkeit.

Wenn ich so versuche, mich Schritt für Schritt aus der Unfreiheit zu lösen, zeigt es sich, dass ich immer zwischen zwei verschiedene Be-

wusstseinsarten hin- und herpendele: einer angestrengt bohrenden, analysierenden und einer das Ganze überschauenden, zusammenschauenden und dabei Neues, Wesentliches entdeckenden. Nur dieses letztere, periphere Bewusstsein führt mich aus der Subjektperspektive heraus, lässt mich z.B. einen anderen Menschen als integer und authentisch wahrnehmen und ihm wirklich – im Augen-Blick – begegnen (und nicht nur Informationen austauschen). Ebenso lässt es mich einen »Einfall« haben, etwas Neues entdecken – auch dies Begegnungen mit etwas in sich Eigenständigem, Wesenhaftem. Und schließlich begegne ich mir, wie angedeutet, selbst wie von außen – damit quasi etwas vorwegnehmend, was Walter van Laack als das entscheidende Moment des Nah-todeserlebnisses beschreibt, womit wir am Ausgangspunkt unserer Serie angelangt wären.⁴

Der Schauspieler Jürgen Vogel, der in dem Berlinale-Film »Der freie Wille« einen gegen seinen eigenen Willen rückfälligen Vergewaltiger darstellt, sagt in einem Interview mit der »Zeit«: »Ich fände es toll, wenn sich herausstellen würde, dass man nicht einfach irgendwo reingebohren worden ist, sondern dass man es sich selbst ausgesucht hat. Wenn man diesen Gedanken ins Leben übernimmt, ist man nicht mehr Opfer, sondern selbstbestimmt. Du hast dir dein Leben ausgesucht, nun musst du damit klar kommen. Auch das Elend – du hast gewollt.«⁵

1 Vgl. den Beitrag von Ralf Sonnenberg in diesem Heft, S. 43.

2 Vgl. Andreas Suchantke: *Goethe als »Erdung« der Anthroposophie – Teil I. Die Sinneswahrnehmung als aktive Tätigkeit*, in: DIE DREI 2/2006, S. 51ff.

3 Roland Benedikter: *Der Mensch als Automat des Kosmos. Das Rätsel der Spiegelneuronen*, in: DIE DREI 12/2005, S. 47ff.

4 Walter van Laack: *Nah-Todeserfahrungen. Vorhof zum Himmel oder bloß Hirngespinnst?*, in: DIE DREI 12/2004, S. 13ff.

5 Beilage »ZeitBerlinale« Nr. 7, Februar 2006.